

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Goethe in Berlin und Potsdam

Pniower, Otto

Berlin, 1925

Sonntag, den 17. Mai.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-423

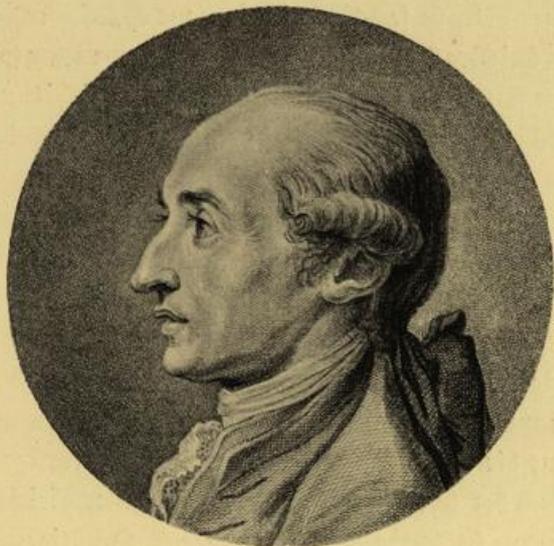


Sonntag, den 17. Mai.

Goethe besucht zunächst seinen Landsmann und Freund, den Komponisten Johann André. Er war damals Kapellmeister bei der Döbelinschen Gesellschaft, was er freilich nur kurze Zeit blieb. Die Beziehungen beider reichten weit zurück. Als Goethe mit Lili verlobt war und oft in Offenbach weilte, wohnte er bei Andrés. In „Dichtung und Wahrheit“ erzählt er von dem starken Anteil des Musikers an den gesellschaftlichen Veranstaltungen im Schönemannschen Hause. Und schon zwei Jahre vorher, als André das Singspiel „Der Töpfer“ komponiert hatte, war der Dichter bemüht, für die „Handwerksoper“ Propaganda zu machen. Er schickte Johanna Fahlmer eine Art Rezension über sie — wohl die einzige musikalische in seinem Leben — in der leisen Hoffnung, daß sie in Wielands „Deutschem Merkur“ abgedruckt werden würde. Die Hoffnung hatte ihn indes getäuscht. Seine Empfehlung war fruchtlos. Das Singspiel wurde im Merkur als „schlechte Kopie“ bezeichnet.

Den Vormittag benutzte dann Goethe zu einem Spaziergang oder einer Spazierfahrt in der Stadt. „Durch die Stadt“ heißt es kurz im Tagebuch. Wir wissen nicht, wo André wohnte. Vermutlich nicht allzu weit vom Theater. Trifft die Annahme zu, dann dürfte er etwa durch die Straße „Unter den Linden“ geschlendert oder gefahren sein. Er kann aber

natürlich ebensogut durch die Friedrichstadt gewandert sein und etwa die Friedrich- oder Leipziger Straße zum Gegenstand seiner Betrachtung gemacht haben. Auf alle Fälle lohnte sich die Besichtigung. Berlin war nicht nur schon groß und bevölkert — es zählte 1778 138 960 Einwohner —, sondern gerade damals war eine beträchtliche Verschöne-

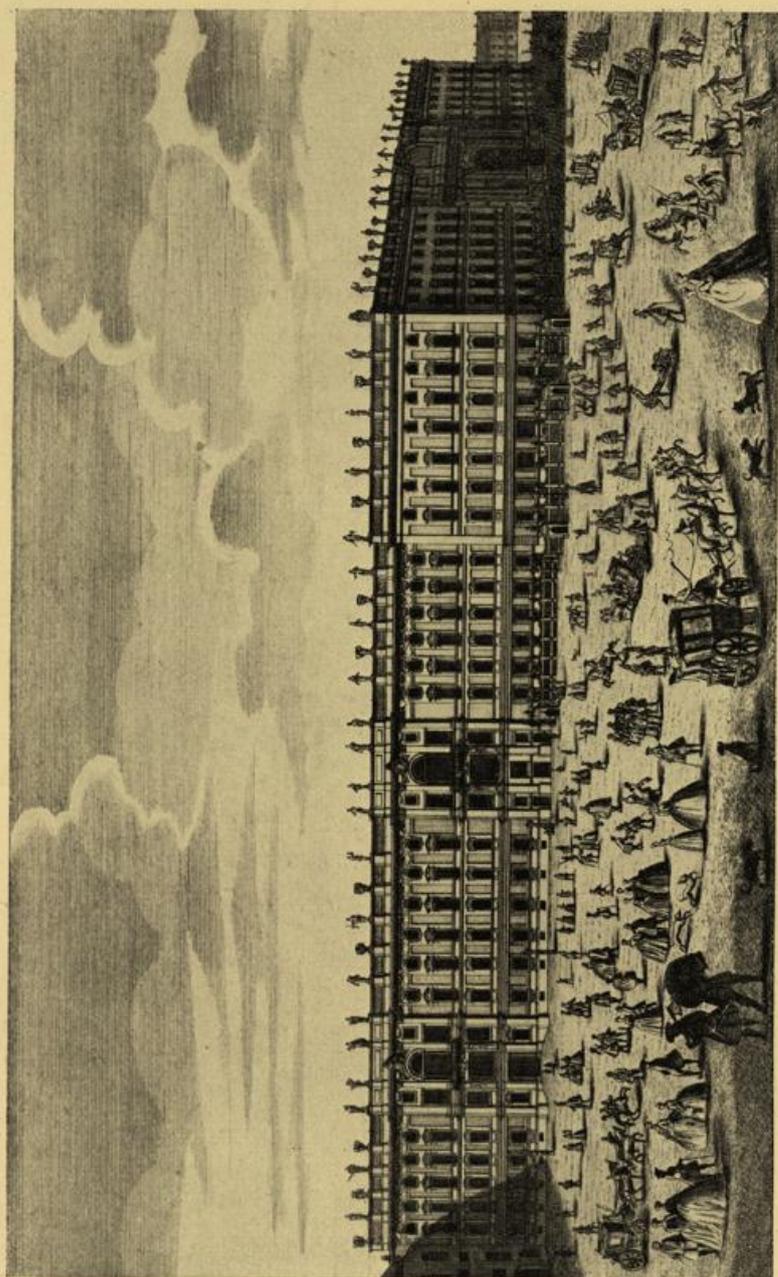


Johann André

rung des Stadtbildes erfolgt. Die konventionelle Auffassung, daß es dürftig und nüchtern gewesen sei, ist falsch. In den ersten Jahren seiner Regierung hatte König Friedrich die Umwandlung Potsdams zu einer würdigen Residenz mit der ihm eigenen Energie betrieben, während ihm die architektonische Ausgestaltung der Hauptstadt weniger am Herzen lag. Doch hatte er auch hier das Opernhaus und ihm gegenüber das Palais für seinen Bruder Heinrich errichten lassen. Nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges war hierin eine Wandlung eingetreten. Jetzt war sein Bestreben sehr entschieden darauf gerichtet, Berlin das Ansehen einer europäischen Großstadt zu geben. Er suchte dies Ziel durch Imme-

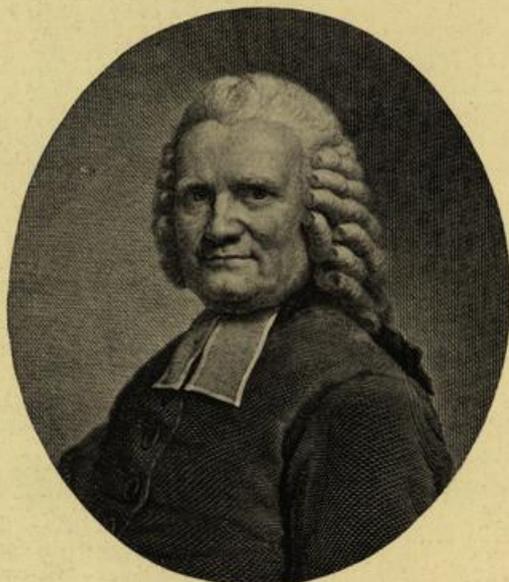
diatbauten zu erreichen. So ließ er in den Jahren 1770—73 allein in der Straße „Unter den Linden“ nicht ohne gewaltsame Eingriffe auf vierundvierzig Grundstücken dreiunddreißig Neubauten aufführen, wobei vielfach mehrere zu unansehnliche mit einer gleichmäßigen Hausfassade versehen wurden. Erst dadurch ward, was bisher eine bloße Esplanade war, zu einer Prachtstraße umgeschaffen. In derselben Zeit ließ er in der Leipziger Straße sechsundvierzig neue Häuser errichten. Selbst in der kurzen Königstraße entstanden vierzehn neue Bauten. Dazu kam eine Reihe neuer stattlicher Häuser an der Schloßfreiheit, am Alexanderplatz, in der Münzstraße, am Dönhofsplatz und am Hackeschen Markt. Statt hölzerner Krambuden, die an primitiven Brücken des Festungsgrabens an der Leipziger- und Königstraße standen, waren nach schönen Entwürfen Gontards Kolonnaden im besten Rokokostil errichtet worden. Die großartigste bauliche Leistung in Berlin seit Schlüter, die Neugestaltung des Gendarmenmarktes, war allerdings noch nicht abgeschlossen. Noch fehlten die beiden Kuppeltürme der Deutschen und Französischen Kirche. Doch standen schon viele von den neuen Häusern mit den palastartigen Fronten, die dem Platz ein so vornehmes Gepräge gaben.

Alles in allem bot das damalige Berlin in seiner gleichmäßigen, einheitlichen, vornehm schlichten Architektur einen prächtigen Anblick. Dafür liegt uns das Zeugnis eines sehr kompetenten Beurteilers vor, des Weltreisenden Georg Forster, eines Mannes, der London, Paris, Brüssel und die großen niederländischen Städte gesehen hatte und der, wie seine berühmten, zwölf Jahre später geschriebenen „Ansichten vom Niederrhein“ beweisen, den feinsten Schönheitssinn besaß. Acht Monate nach Goethe hielt er sich fünf Wochen in Berlin auf. Nach seiner Rückkehr nach Cassel beschrieb er seinem Freunde Friedrich Jacobi die Eindrücke, die er in der preussischen Königsstadt empfangen hatte. Da sagt er: „Ich hatte mich in meinen mitgebrachten Begriffen von dieser großen Stadt sehr geirrt. Ich fand das Außerliche viel schöner, das Innerliche viel schwärzer, als ich mir's gedacht hatte. Berlin ist gewiß eine der schönsten Städte in Europa.“



Das königliche Schloß (Nord- und Westseite)

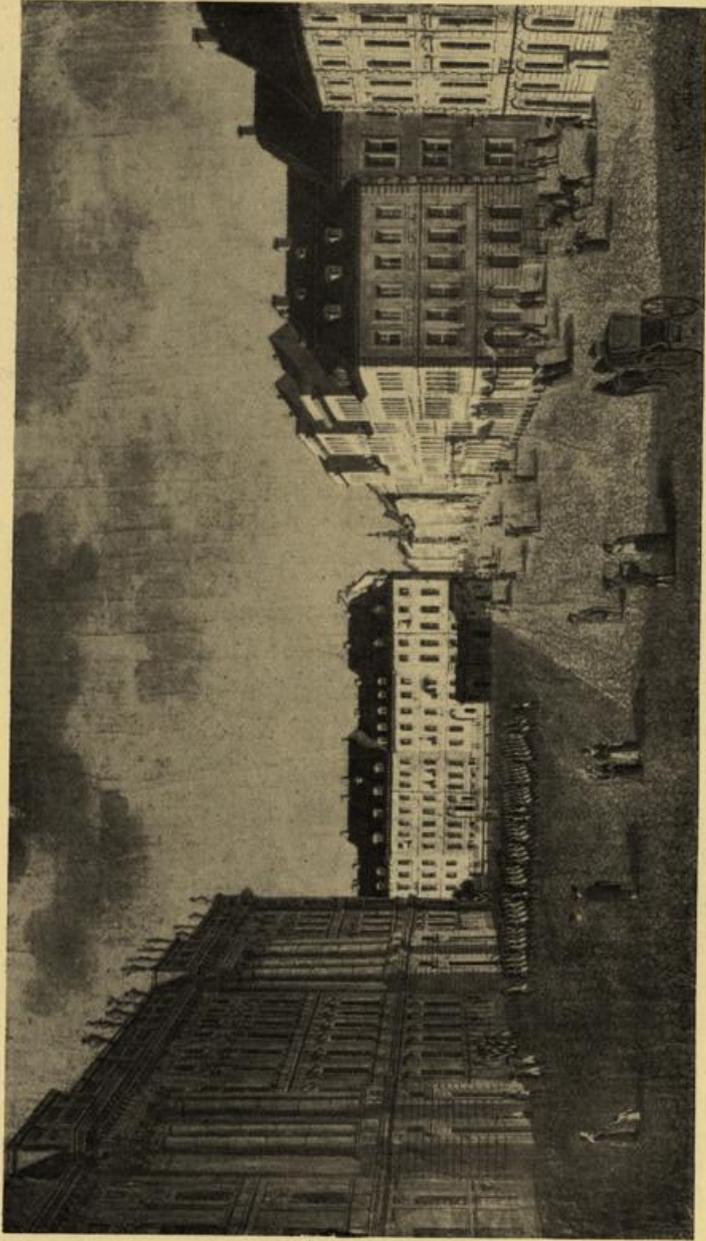
Auch die Altstadt, den Kern, aus dem sich die Residenz entwickelt hatte, betrat Goethe. So entging auch vielleicht seinem Auge nicht Gontards Meisterwerk, die am Ende der Königstraße gelegene, noch im Bau begriffene Königsbrücke mit den Kolonnaden, die heute im Kleistpark aufgestellt sind. Denn nach beendigem Spaziergang begab sich Goethe



Joh. Joachim Spalding

in die Nicolaikirche, um den besten Kanzelredner des damaligen Berlin, den Propst Spalding, predigen zu hören. „Er ist“, sagt Nicolai von ihm, „durch verschiedene, vorzüglich schöne Schriften und durch seine vorzüglichen geistlichen Reden berühmt.“ Die Wirkung seiner Predigten reichte so weit, daß er „der Erbauer seiner Zeitgenossen“ genannt wurde. Er war ein würdiger Vertreter eines milden Rationalismus mit vorwiegend moralischer Tendenz.

Auch die Peripherie der Stadt lernte Goethe kennen. Nachdem er Spaldings Predigt gelauscht hatte, stattete er dem Maler Johann Christoph Frisch einen Besuch ab. Dieser wohnte im Norden ziem-



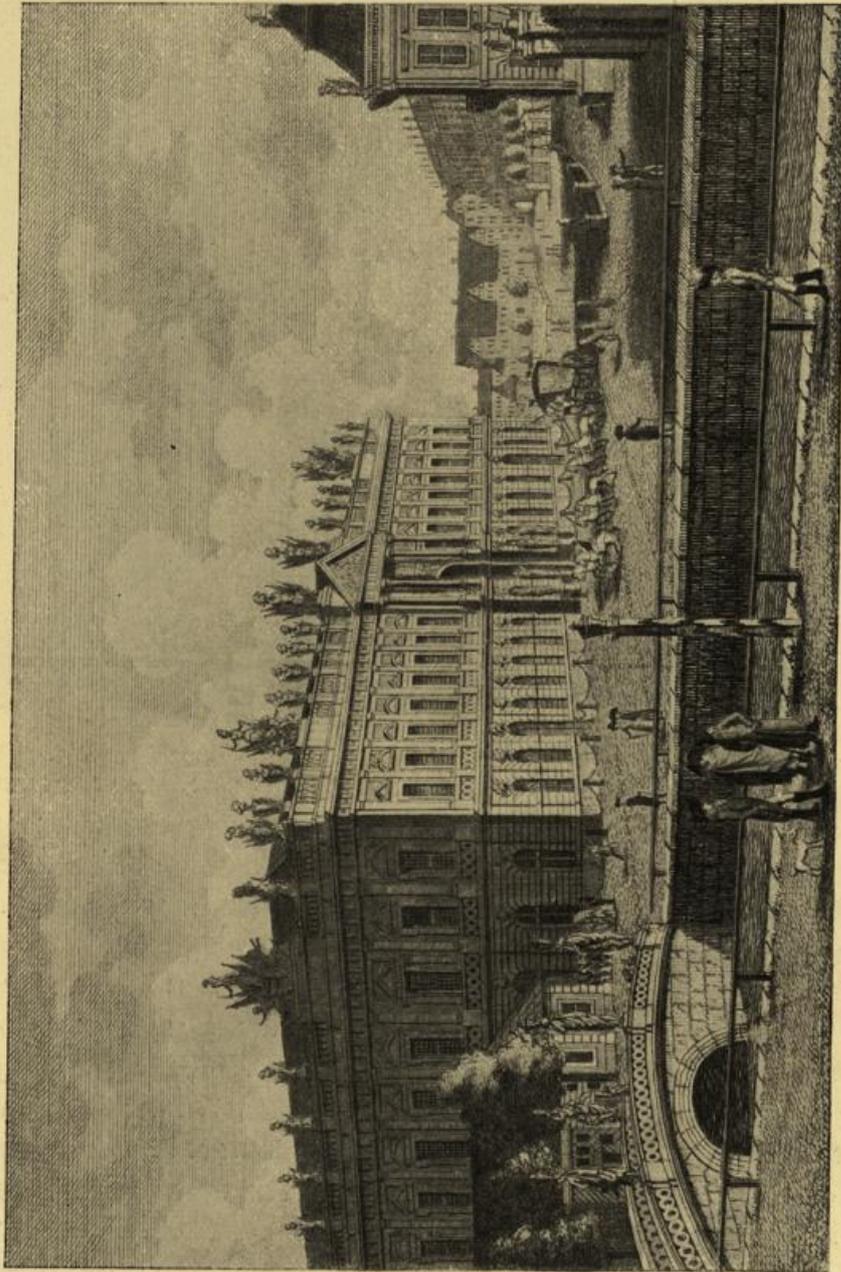
Der Schlossplatz



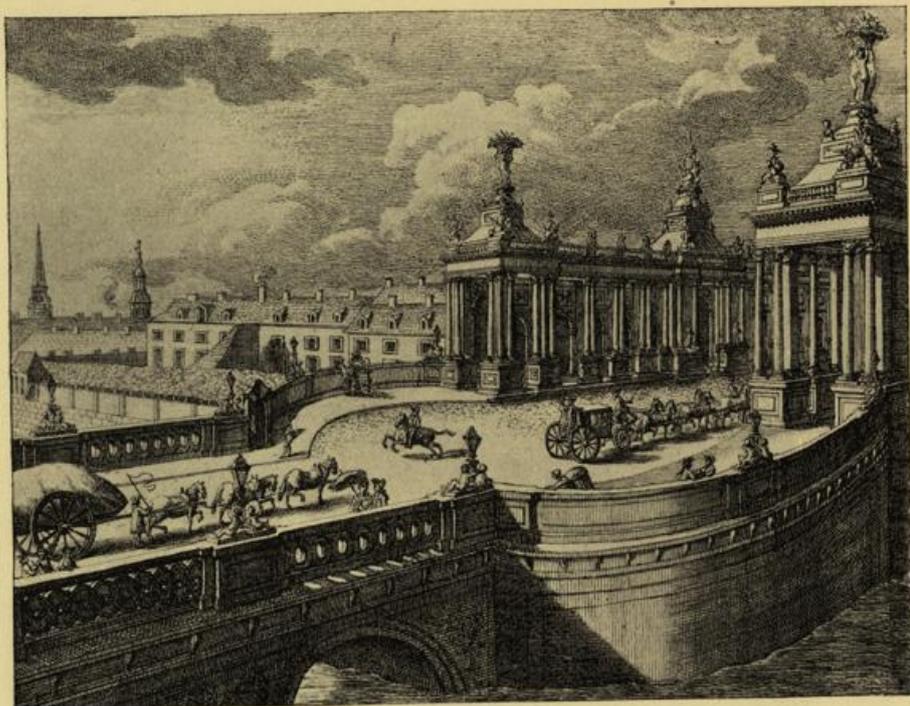
Die Kolonnaden in der Leipziger Straße

lich an der
Stadtmauer,
die damals noch
Berlin um-
schloß, in der
Nähe des Ham-
burger Torcs,
in der Heide-
reutergasse, wie
damals die
heutige Joa-
chimstraße hieß.

Dort hatte in den Jahren 1708—14 sein Großvater Johann Leonhard Frisch, der Rektor des Gymnasiums zum grauen Kloster und Mitglied der Akademie der Wissenschaften war, die erste Maulbeerplantage zum Gewinn von Seide angelegt. Er war ein ausgezeichneter Naturforscher, aber auch tüchtiger Slawist und Verfasser eines trefflichen, noch heute brauchbaren deutschen Wörterbuches. Ihm gehörte fast die ganze westliche, bis an den heutigen Koppenplatz reichende Seite der Straße. Und hier hatte er sich ein Haus erbauen lassen, das nun sein Enkel bewohnte. Johann Christoph Frisch war Historienmaler, der aber auch vielfach mythologische und allegorische Stoffe behandelte. Er hatte sich früh der Gunst Friedrichs des Großen zu erfreuen, der ihn oft mit Aufträgen bedachte. Diese Arbeiten, dekorative Gemälde für die Schlösser von Potsdam und das Schloß in Berlin, wurden denn auch seine wichtigsten. Frisch wurde später Direktor der Berliner Kunstakademie und als solcher Lehrer Gottfried Schadows. In seinen Erinnerungen gedenkt dieser seiner öfters und stets mit Achtung, wenn er ihn auch zaghaft nennt. Frisch war also ein tüchtiger Künstler. Gleichwohl dürfen wir annehmen, daß ihm Goethes Besuch nicht als solchem galt, sondern weil auch er Sammler war. „Der Maler, Herr Frisch, berichtet Nicolai (in der Heidereutergasse in der Spandauer Vorstadt), besitzt eine Sammlung von Gemälden, worunter besonders einige von ihm in



Zeughaus mit Wache und Blick nach dem Lustgarten



Die Königsbrücke mit den Kolonnaden

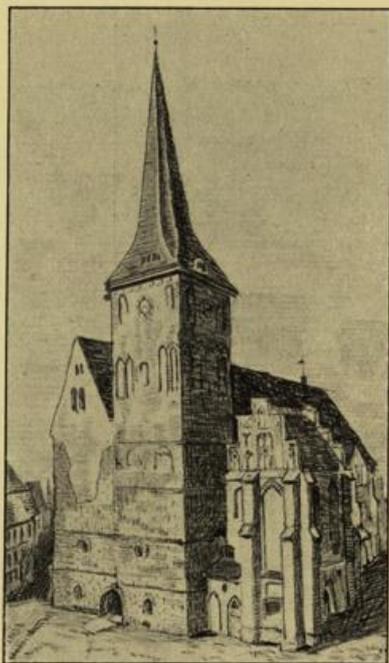
Rom gemachte Kopien nach Raphael merkwürdig sind. Eine Sammlung von Handzeichnungen, Kupferstichen und Gipsabgüssen von antiken Köpfen usw.“ Auch Schadow rühmt Frischens schöne Sammlung von Kupferstichen, „die er seinen Schülern mit Hinweisung auf die Verdienste der Meister zum Anschauen gab“.

Zur Mittagstafel war Goethe vom Prinzen Heinrich, dem Bruder des Königs, geladen. Dessen Palais befand sich am Eingang der Linden gegenüber dem Opernplatz. Heute dient das Gebäude, seit einigen Jahren durch Verlängerung der Flügel nach Norden beträchtlich erweitert, den Zwecken der Universität. Friedrich hatte es für seinen Bruder errichten lassen. Im Jahre 1748 war mit dem Bau begonnen worden. Doch bewirkte der Ausbruch und die Dauer des Siebenjährigen Krieges, daß es erst 1766 vom Prinzen bezogen wurde. Nicolai preist



Pinow / Goethe

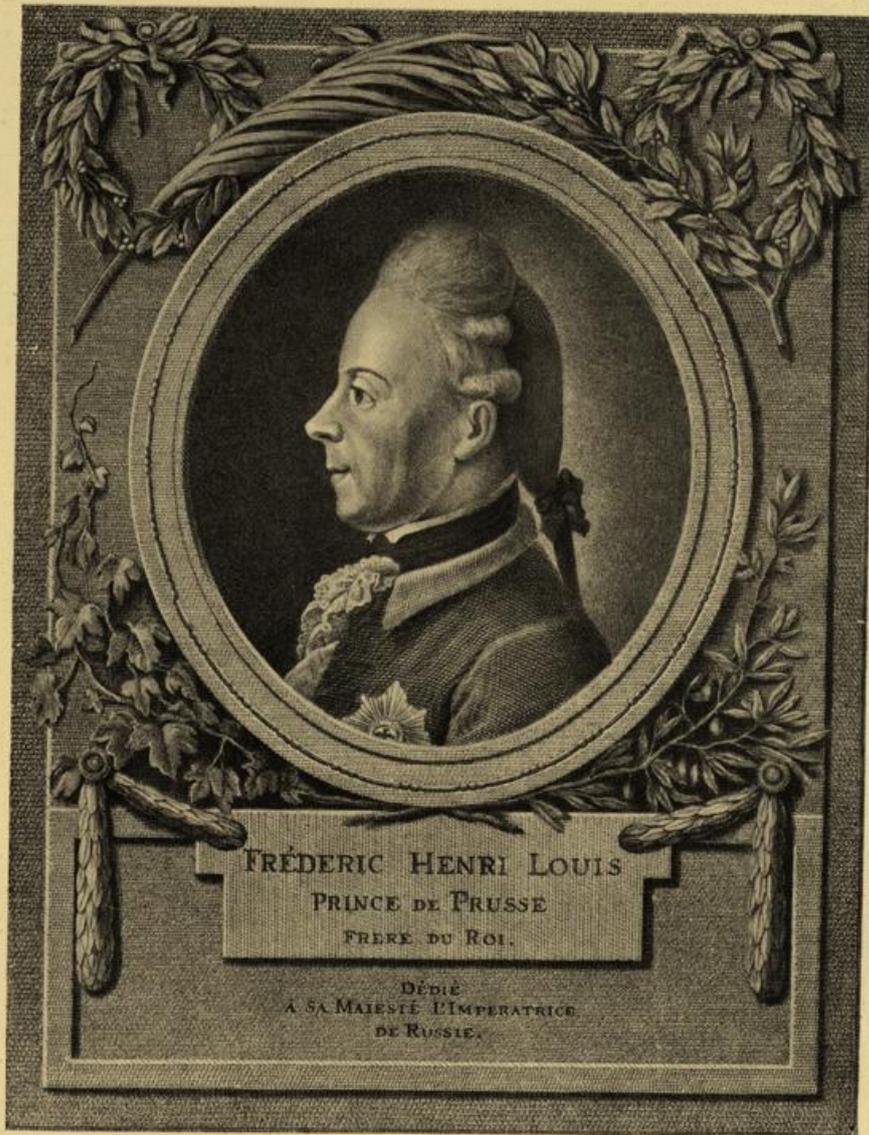
Platz vor dem Zeughaus mit Blick nach den Linden



Nicolaikirche

das Haus als besonders reich an Kunstwerken, vornehmlich Gemälden. Zwei sehr schöne große Säle hebt er als merkwürdig hervor. Der eine von ihnen ist heute die alte Aula der Universität. In ihm oder dem anderen wird vermutlich gespeist worden sein. Sechs Jahre später traf Goethe wieder mit seinem Gastgeber in Eisenach zusammen. Er muß ihn und sein Gefolge aufmerksam beobachtet haben, denn nach eigenem Geständnis entnahm er für die episodische Figur des Prinzen im dritten Buch von „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ (bzw. für das fünfte Buch der „Theatralischen Sendung“), an dem er damals arbeitete, Züge von ihm.

Von dem Mahl beim Prinzen ist uns ein kurzer Bericht eines Teilnehmers überliefert, der sich hauptsächlich mit Goethe beschäftigt. Er findet sich in dem Tagebuch eines Grafen Heinrich Lehndorff, der von 1747—1775 Kammerherr der Gemahlin Friedrichs des Großen war. Nach seinem Ausscheiden aus dem Dienste kam er von seinen samländischen und masurischen Besitzungen häufig nach Berlin und war dann Gast bei den Prinzen des Königlichen Hauses. Sein Tagebuch ist in französischer Sprache geführt, veröffentlicht ist es jedoch in deutscher Übersetzung von Karl Eduard Schmidt-Löken (Gotha 1921). Lehndorff erzählt: „Im Verlauf des Monats Mai trifft der Herzog von Weimar inkognito unter dem Namen eines Barons v. Altenstein (irrtümlich für v. Ahlfeldt s. oben S. 20) hier ein, aber die Königin läßt ihm keine Ruhe, bis er in der Gesellschaft erscheint. Ich diniere mit ihm zusammen bei dem Prinzen Heinrich und dem Prinzen Ferdinand. Er macht den



Prinz Heinrich



Palais des Prinzen Heinrich

Eindruck eines hübschen jungen Mannes, indes hat sein Gesicht einen unfreundlichen Zug. Mit ihm ist der berühmte Verfasser des „Werther“ und des „Götz von Berlichingen“, den der Herzog zum Geheimen Rat gemacht hat. Dieser beherrscht ihn jetzt, nachdem er den früheren Hofmeister, den Grafen Görz, der eben jetzt in unsre Dienste getreten ist, verdrängt hat. Dieser Herr Goethe ist bei der Tafel mein Nachbar. Ich tue mein Möglichstes, um ihn zum Sprechen zu bringen, aber er ist sehr lakonisch. Er dünkt sich augenscheinlich zu sehr Grandseigneur, um noch als Dichter zu gelten. Das ist im allgemeinen der Fehler der Deutschen von Bildung, daß sie, sobald sie die Stellung eines Vertrauten erlangen, unerträglich hochmütig werden.

Prinz Heinrich fragt Herrn Goethe, ob sich in den Archiven von Weimar nicht Briefe von dem berühmten Bernhard von Weimar fänden. Der junge Herzog behauptet, daß es solche gebe. Dieser große Gelehrte weiß davon aber nichts. Das macht auf mich einen recht schlechten Eindruck. Da das eine der ruhmreichsten Epochen für das Herzogliche Haus ist, so müßte er wohl damit vertraut sein.“

Diese wenig wohlwollende Schilderung mit ihrer vorschnellen Verallgemeinerung zu widerlegen liegt mir fern. Sie gibt den momentanen Eindruck eines nicht eben tiefen Beobachters wieder. Lehndorff wußte offenbar nicht, wes Geistes Kind sein Nachbar war und ward das Opfer

eines Vorurteils. Den „Götz“ und den „Werther“ hatte dieser in der französischen Kultur aufgewachsene Hofmann vermutlich nicht gelesen, und so wird er wohl nur eine ganz vage Vorstellung von dem Dichter und dem Geheimen Räte mitgebracht haben, als ihn das Schicksal mit ihm zusammenführte. Übrigens ist es nicht das einzige Zeugnis der Schweigsamkeit des Dichters. In derselben Zeit, eben nach Goethes Rückkehr aus Berlin und Potsdam, klagt auch Wieland in einem Brief an Merck (vom 3. Juni 1778) über seine Zurückhaltung. „Goethe“, schreibt er, „war zwar simpel und gut, aber äußerst trocken und verschlossen, wie er's schon lange ist.“ Derselbe Fürst Franz von Dessau, der zu gleicher Zeit mit ihm und Karl August in Berlin war und vermutlich an derselben Tafel saß, äußerte sich lange Zeit nachher, im Jahre 1811, gegenüber dem Propst Keil über seinen Umgang mit Goethe in den ersten Jahren der Weimarer Zeit: „Sonst war er mir, ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll, zu vornehm, zu höflich gemessen, manchmal unangenehm schweigsam.“ Beide wußten nicht und konnten nicht wissen, daß diesem Verhalten des Dichters ein bestimmtes Lebensprinzip zugrunde lag. Schon im Jahre 1774 schrieb Lavater, als er Goethe eben in Frankfurt persönlich kennen gelernt hatte, in sein Tagebuch die Äußerung von ihm: „Sobald man in Gesellschaft, nimmt man vom Herzen den Schlüssel ab und steckt ihn in die Tasche. Die, welche ihn stecken lassen, sind Dummköpfe.“ In einem Briefe vom 28. September 1775 wirft Goethe Lavater vor, daß er Briefe, die er von ihm erhalten, jedermann vorwies. „Es kann wohl Deine Art sein, schreibt er, auch unterhaltend für andre. Aber ich kann nicht leiden, daß meine Briefe einem Menschen das offenbaren, dem ich den zehnten Teil davon nicht mündlich sagen würde.“ Und in einer tief eindringenden Charakteristik von Goethes Persönlichkeit, die er im Jahre 1788 entwarf, sagt derselbe Lavater von ihm: „So offen dem einen, so bepanzert dem andern.“ In dem Brief an seinen Schwager Werner, in dem Wilhelm Meister sein Persönlichkeitsideal entwickelt, fehlt für das Betragen gegenüber anderen nicht die Forderung der Gehaltenheit und Gemessenheit. Von sich selbst schrieb Goethe noch im

Jahre 1812 an den Grafen Reinhard: „Milde zu sein kostet mich nichts, da meine Härte und Strenge nur factice und Selbstverteidigung ist.“ Es ist ja wohl nicht selten, daß gedankenreiche Menschen, Menschen, die innerlich tief beschäftigt sind, in Gegenwart anderer gern schweigen. Goethe gehörte zu ihnen. „O, ich bin ein gesprächiger Mensch, wenn ich allein bin“, schrieb er schon 1777 an Frau v. Stein. Nun hatte er an diesem 17. Mai offenbar seinen besonders verschlossenen Tag. Wir wissen das zufällig aus dem Briefe, den er, wie wir gleich sehen werden, am Abend an Frau v. Stein schrieb. Hier bekennt er selbst, daß ihm die Lust, seine Gesinnungen und Gedanken den Menschen mitzuteilen, geschwunden sei, und präzisiert dies Geständnis in einem einzig schönen Gleichnis. Im übrigen hat jeder Mensch das Recht, einmal verstimmt zu sein. Goethe aber hatte bei diesem Zusammensein einen besonderen Anspruch darauf, wie wir noch sehen werden. Er machte an der Tafel des Prinzen Beobachtungen, die ihm ebenso neu wie unerquicklich waren. Sie verwundeten ihn, weil sie eine der empfindlichsten Stellen seines Inneren berührten. Ein Fundament seiner Weltanschauung, sein tief eingewurzeltcs Gefühl der Ehrfurcht wurde verletzt.

Über Herzog Bernhard von Weimar, nach dessen Briefen Prinz Heinrich fragte, ohne daß Goethe zum Erstaunen des Grafen Lehndorff eine bestimmte Auskunft geben konnte, sollte er sehr bald besser unterrichtet sein. Kein Jahr verging, und er begann Studien zu dem Leben dieses als Held und Herrscher wirklich sehr merkwürdigen Mannes, der in seiner kurzen Laufbahn als Feldherr im Dreißigjährigen Kriege ein Liebling des Schicksals und der Menschen gewesen ist. So schrieb Goethe über ihn an Lavater am 5. Juni 1780, als er in den Vorbereitungen der Arbeit ziemlich vorgerückt war. Sein und seiner Brüder Familiengemälde interessirte ihn besonders, fügt er hinzu, da er ihren Urenkeln, in denen so manche Züge lebhaftig wiederkommen, so nahe sei. Bereits im März hatte er zur Geschichte des Mannes so viel Dokumente und Kollektaneen zusammengebracht, daß er sie schon ziemlich erzählen konnte. Wer will wissen, ob nicht die Unterhaltung im Palais des Prinzen



Das Brandenburger Tor

Heinrich die Anregung zu dem Vorsatz gab? Übrigens verlor Goethe sehr bald die Lust zu dem Unternehmen. Schon zwei Jahre später erfahren wir, daß er die Biographie des Mannes mit vielen andern Anschlägen beiseite gelegt habe.

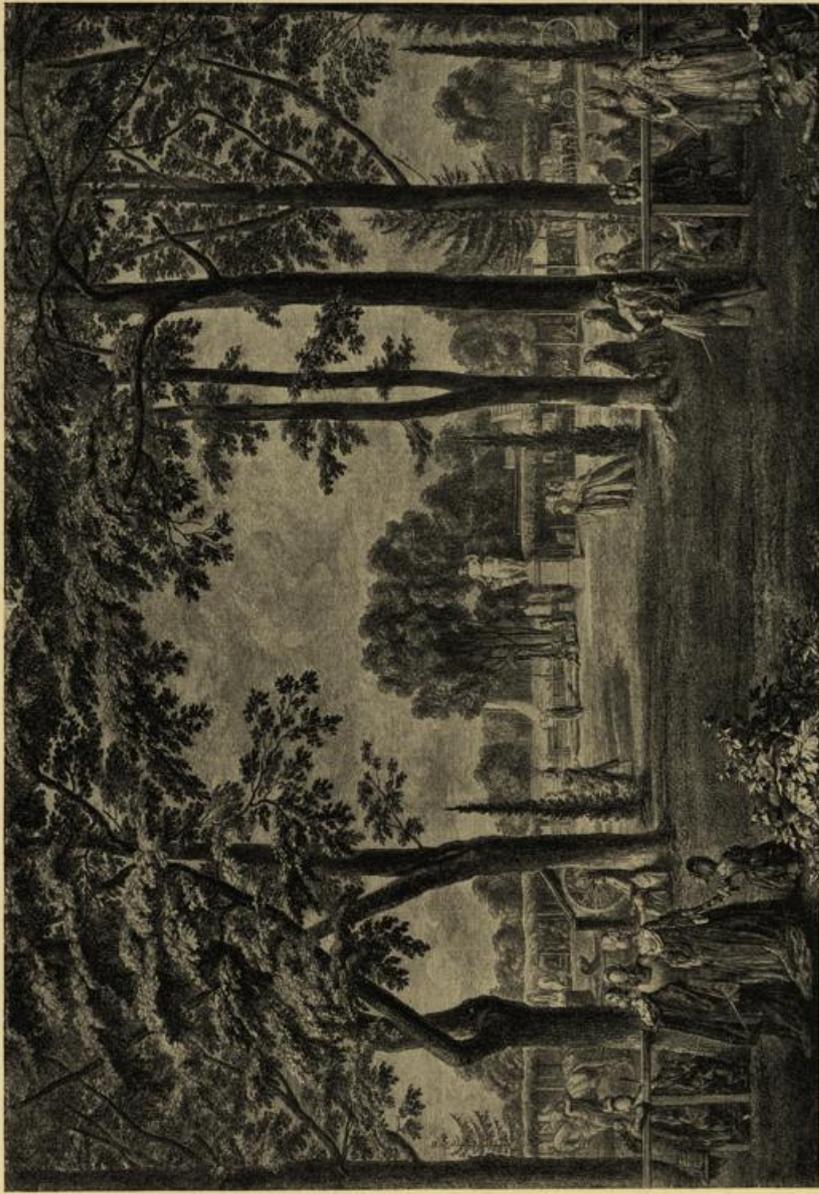
„Nach Tisch in Tiergarten“ heißt es im Tagebuch. Goethe wird die Anlagen des Parks mit dem Blicke des Kenners und zugleich des Lernbegierigen betrachtet haben. War doch gerade damals, im März des Jahres, unter seiner tätigen Mitwirkung d. h. nach seinen Entwürfen die Schöpfung des Weimarer Parks begonnen worden. Der Tiergarten war als Park noch verhältnismäßig jung. Zwar hatte schon Friedrich I. den Plan gefaßt, das uralte Waldrevier und Wildgehege zu einem Lustpark umzuwandeln. Es war jedoch nur bei einem schwachen Versuch geblieben. Erst Friedrich II. führte die Idee mit der ihm eigenen Konsequenz und Energie durch, und zwar ließ er die Arbeiten kurz nach seinem Regierungsantritt beginnen. Als Goethe den Tiergarten betrat, war die Umgestaltung vollzogen.

Nicolai spricht von einigen hundert Alleen, die ihn durchkreuzten und durchschlängelten. Er rühmt die verschiedenen Bäume und Stauden und zählt die Fülle von Baumarten auf, die in ihm angepflanzt

waren. „Sie sind so mannigfaltig und glücklich vermischet, daß die Kunst beständig Natur zu sein scheint.“ Auch an einer großen Zahl von Schmuckplätzen — sie hießen damals Salons — fehlte es nicht. Da gab es einen Flora-Salon — es ist der heutige Floraplatz — einen Apollo-Salon, der sich dort befand, wo jetzt die Hohenzollernstraße in die Tiergartenstraße mündet. Einen Platanen-, einen Akazien-Salon usw. Eine besondere Zierde des Parks war das „Große Bassin“, nach einer Statue der Liebesgöttin, die dort aufgestellt war, auch das „Venusbassin“ genannt. Es ist der heutige Goldfischteich, und jenes Standbild hatte da seinen Platz, wo sich gegenwärtig das unglückliche Haydn-Mozart-Beethoven-Denkmal erhebt. Noch in der im Frühjahr 1819 verfaßten Berlinischen Erzählung E. T. A. Hoffmanns „Die Brautwahl“ heißt der Teich das „Bassin“. An seinem entgegengesetzten Ende, am Charlottenburger Wege, waren zwei andere Bildsäulen errichtet. Es war wohl die malerischste Partie des Parks. Hier fand Philipp Hackert Motive, als er sich während des Siebenjährigen Krieges als Schüler des damaligen Direktors Le Sueur in Berlin aufhielt. Sein Biograph Goethe berichtet, daß zwei Gemälde von seiner Hand, die Ansichten vom Teiche der Venus vorstellten, Aufsehen erregten und von Gostowsky, dem „patriotischen Kaufmann“, erworben wurden.

In dieser Zeit der gefühlvollen Gartenkunst, bei der auch das Scherzhafte nicht vergessen wurde, konnte in einem solchen Park ein Labyrinth nicht fehlen. Der Tiergarten besaß deren sogar drei, die im Jahre 1742 angelegt worden waren. Einem von ihnen, das einen Raum in der Nähe des Großen Sterns zwischen der Charlottenburger- und der heutigen Großen Stern-Allee einnahm, hatte nach seiner Vollendung Gleim einen Preisgesang gewidmet.

Die damals bevorzugteste Partie des Tiergartens aber war der Kurfürstenplatz oder Zirkel, dicht bei den Zelten. Ihn hat Chodowiecki mit seinem Griffel verewigt. Die bekannte Radierung vom Jahre 1772 gibt von ihm, dem Leben und Treiben auf ihm eine lebendige Vorstellung. Nicolai sagt von ihm: „Der Zirkel ist mit einer doppelten Allee von sehr



Platz vor den Zelten im Tiergarten

hohen Eichen und Ulmen eingefasset und ist der Hauptsammelplatz aller Spazierenden, welche theils unter den Alleen hin und her spazieren, theils auf den Bänken ausruhen. An schönen Sommernachmittagen, sonderlich des Sonntags und Feiertags gegen sechs Uhr pflegen hier einige tausend Spazierende zu Fuße, zu Pferde und im Wagen zusammenzukommen, wobei öfters auf Befehl des Gouverneurs die Musik der in Berlin in Garnison liegenden Infanterie- und Artillerie-Regimenter in die anliegenden Büsche vertheilet werden, welches zusammen ein sehr reizendes Schauspiel macht."

Es war ein Sonntag, an dem Goethe den Tiergarten besuchte, und da er sich nach der Tafel beim Prinzen Heinrich dahin begab, können wir ihn uns leicht im Getümmel der Spazierengehenden oder Spazierendefahrenden, womöglich unter den Klängen von Militärmusik vorstellen.

Welchen Eindruck er von unserm Tiergarten empfing, können wir nicht wissen. Aber vielleicht bürgt für einen nicht ungünstigen der Umstand, daß die künstlerische Leitung der Umwandlung in den Händen eines Knobelsdorff gelegen hatte.

Den Abend verbrachte Goethe „zu Hause“. Er benutzte die Muße, um an Frau v. Stein zu schreiben. Der Brief hatte folgenden Wortlaut:

Berlin Sonntag, den 17. abends.

„In einer ganz andern Lage als ich Ihnen den Winter vom Brocken schrieb und mit eben dem Herzen wenige Worte. Ich dacht heut an des Prinzen Heinrichs Tafel, daß ich Ihnen schreiben müßte. Es ist ein wunderbarer Zustand, eine seltsame Fügung, daß wir hier sind. Durch die Stadt und mancherlei Menschen Gewerke hab ich mich durchgetrieben. Von den Gegenständen selbst mündlich mehr. Gleichmut und Reinheit erhalten mir die Götter aufs schönste. Aber dagegen welkt die Blüte des Vertrauens, der Offenheit, der hingebenden Liebe täglich mehr. Sonst (d. h. einst) war meine Seele wie eine Stadt mit geringen Mauern, die hinter sich eine Citadelle auf dem Berge hat. Das Schloß bewacht ich, und die Stadt

ließ ich in Frieden und Krieg wehrlos. Nun fang ich auch an, die zu befestigen, wär's nur indes gegen die leichten Truppen.

Es ist ein schön Gefühl, an der Quelle des Kriegs zu sitzen in dem Augenblick, da sie überzustrudeln droht. Und die Pracht der Königsstadt und Leben und Ordnung und Überfluß, das nichts wäre ohne die tausend und tausend Menschen bereit für sie geopfert zu werden. Menschen, Pferde, Wagen, Geschütz, Zurüstungen, es wimmelt von allem. Der Herzog ist wohl, Wedel auch und sehr gut. Wenn ich nur gut erzählen kann von dem großen Uhrwerk, das sich vor einem treibt. Von der Bewegung der Puppen kann man auf die verborgenen Räder, besonders auf die große alte Walze, *R* gezeichnet, mit tausend Stiften schließen, die diese Melodien eine nach der andern hervorbringt.“

x 91. *Leipzig*

